

Erinnerungen und Erfahrungen

VON RUDOLF PFISTERER

Diese Notizen eines Zeitzeugen (Jahrgang 1914) teilen sich in drei Abschnitte auf, einmal die Erfahrung im Elternhaus, dann die Begegnungen als Vikar und schließlich die freiwillige Kriegsgefangenschaft in Frankreich.

I. Die Erfahrungen im Elternhaus

a) Stuttgart

Schon früh wurde mein Vater, Pfarrer Heinrich Pfisterer (1877–1947), und damit die ganze Familie betroffen. Die Machtergreifung der NSDAP (1933) und der damit zusammenhängende Gleichschaltungsversuch der „Deutschen Christen“ erreichte schon im Frühjahr den Evangelischen Volksbund, dessen leitender Geschäftsführer mein Vater war¹.

Innerhalb dieses Volksbundes war auch der den religiösen Sozialisten angehörige Arbeitersekretär August Springer tätig, der eine segensreiche Tätigkeit innerhalb der Arbeiterschaft verrichtete. Die Partei forderte seine Absetzung².

Diesem Ansinnen stellte sich mein Vater entgegen, weil er den Auftrag der Verkündigung durch diese Einmischung der Partei beeinträchtigt sah. Dieses Eintreten für August Springer musste er mit dem Aufgeben seiner Stellung bezah-

1 Der Evangelische Volksbund war eine auf Vereinsbasis organisierte Vereinigung, die durch öffentliche Veranstaltungen und einen Pressedienst eine vom Evangelium her geprägte Bildung des Kirchenvolkes im weitesten Sinn des Wortes vorantreiben sollte. – Als mein Vater dort zu Beginn seiner Tätigkeit (ab 1921) den Evangelischen Presseverband leitete, hat er den „Materialdienst“ ins Leben gerufen, der nach seinem Verbot während des Krieges wieder erscheinen durfte. Pfarrer Dr. Hutten war zunächst meinem Vater beigegeben. – *H. Kammerer*: Amtsenthoben: Maßnahmen gegen württembergische Pfarrer unter dem Regiment Deutscher Christen im Herbst 1934. Hrsg. vom Verein für Württembergische Kirchengeschichte mit Unterstützung des evangelischen Pfarrvereins in Württemberg, Metzingen 2004.

2 August Springer berichtet über seine Erfahrungen 1933: *Parteikreise hatten meine Absetzung verlangt [...] Ich wurde zunächst beurlaubt und dann in den Ruhestand versetzt. Staatsrat Mosthaf, der sein Schicksal an das meine knüpfte, trat vom Vorsitz zurück, der erste Geschäftsführer, der treue Pfarrer Pfisterer, wurde Dekan in Marbach; der Volksbund hörte zu existieren auf [...]. Die Kirche hat den Volksbund und mich preisgegeben [...] Prälat Schoell mußte seinem Amt entsagen [...] Von maßgebender Seite wurde ihm erklärt, in einem von Wölfen verfolgten Schlitten müsse man von Zeit zu Zeit einen Insassen opfern, um die Meute abzuhalten und die übrigen zu retten. (A. Springer: Der Andere das bist Du. Tübingen 1954, S.342.)*

len. Er musste sich als Dekan nach Marbach melden. Diese Ernennung wurde allgemein als Strafversetzung bewertet.

Zuvor hatte mein Vater noch in Stuttgart in seinem Amtszimmer den Besuch des Professors der Theologie D. Fezer (Tübingen) erhalten: Dieser war „Deutscher Christ“ und wollte meinen Vater für den Reichsbischof Ludwig Müller gewinnen. Als mein Vater ihn fragte, ob er denn schon einen Blick in seine Personalakten geworfen habe, antwortete dieser Professor: *Wenn ich dem Reichsbischof in seine blauen Augen schaue, dann weiß ich, dass er den heiligen Geist hat.*

b) Marbach

In dieser Stadt war die Glaubensbewegung der „Deutschen Christen“ stark. Darum wurde dort zweimal die Gautagung dieser Bewegung abgehalten.

Von Anfang an war von Seiten der Partei heftiger Widerstand gegen meinen Vater vorhanden. Nachdem der von Berlin entsandte Ministerialdirektor August Jäger (1934) auch in Württemberg den Versuch unternahm, die Evangelische Landeskirche, wie in der Kirche der Altpreußischen Union geschehen, gleichzuschalten und eine aus „Deutschen Christen“ bestehende Kirchenleitung einzusetzen, wurden neben den Veränderungen in Stuttgart auch politisch missliebige Personen auf dem Land entfernt. Mein Vater stand im Mittelpunkt der heftigen Auseinandersetzungen, die von den „Deutschen Christen“ durch die oben erwähnten Gautagungen stark angeheizt wurden. Hier spielte ein junger Pfarrverweser eine ungute Rolle, Willy Grüninger, der auf die zweite Pfarrstelle als Vertreter eingesetzt worden war. Er bekannte sich zu den „Deutschen Christen“. Zweierlei Markantes ist aus dieser Zeit zu berichten. Bei der zweiten Gautagung der „Deutschen Christen“ in Marbach (1935) war Reichsbischof Ludwig Müller eingeladen worden. Der Festgottesdienst sollte in der altehrwürdigen Alexanderkirche stattfinden. Mein Vater setzte es über den Oberkirchenrat durch, dass diesem „Würdenträger“ aus Berlin dieses Gotteshaus verschlossen blieb.

In diese Zeit fällt auch (1937) ein erster längerer Aufenthalt meines Vaters als Vertreter der Evangelischen Landeskirche von Württemberg beim Lutherischen Rat in Berlin³. Landesbischof D. Wurm bestand ausdrücklich auf der Entsendung meines Vaters; dort werde ein vertrauenswürdiger und standfester Mann gebraucht. D. Wurm und mein Vater waren befreundet; sie waren miteinander in Basel aufgewachsen. Aus diesem Anlass der Entsendung hat Wurm zu meinem Vater gesagt: *O Heinrich, wenn ich nur bald auf dich gehört hätte.*

Mein Vater hat für sein mannhaftes und entschiedenes Eintreten für die Sache des Evangeliums eine dankbare Würdigung erfahren. Im Protokoll des Gemein-

³ Die Beauftragung meines Vaters mit der schwierigen Arbeit in Berlin so darzustellen, wie dies geschehen ist, als habe man ihn gewissermaßen zu seinem Schutz aus der Frontlinie in Marbach ziehen wollen, weil er dem jungen Pfarrverweser nicht gewachsen gewesen sei, istbarer Unsinn.

Widerlegt wird dies schon dadurch, dass mein Vater ein zweites Mal während des Krieges mit dieser verantwortungsvollen Aufgabe in Berlin betraut wurde, als dieser Verweser längst nicht mehr da war.

dehausvereins vom 27. Dezember 1947 steht u.a.: *Herr Dekan Pfisterer ist im November siebzigjährig aus unserer Mitte geschieden. Im Kirchenkampf stand er wie ein Fels im Meer und stützte uns. Ehre seinem Andenken und Dank übers Grab hinaus.*

II. Eigene Erfahrungen im Dienst der Kirche

a) Schramberg

Mitte März 1936 wurde ich vom Oberkirchenrat in Stuttgart zum Stadtvikar in Schramberg bestellt. Zu meinem hauptsächlichen Auftrag gehörte die Versorgung des Filials Lauterbach mit seinen Nebenorten. Dazu kam Religionsunterricht, Seelsorge im Krankenhaus und gelegentlich Gottesdienst in Schramberg selbst.

Am 29. März 1936 hatte ich in Schramberg Gottesdienst zu halten; am gleichen Tag fand eine Reichstagswahl statt. An einem der folgenden Tage war ich in Lauterbach und besuchte dabei unseren Gottesdienstraum, den Saal der Wirtschaft, die dem Kreisleiter gehörte. Sein verstorbener Vater war Kirchengemeinderat gewesen und hatte diesen Saal der evangelischen Kirchengemeinde unentgeltlich überlassen.

Dabei kam es zu einer Begegnung zwischen dem Kreisleiter und mir. Er herrschte mich sofort wegen meiner Predigt in Schramberg vom Wahlsonntag an, die er selbst gar nicht gehört hatte. Als ich nach dem Grund fragte, sagte er mir in ziemlich lautem Ton, dass ich es versäumt hätte, für eine Beteiligung an der Wahl zu werben. Als ich ihm entgegnete, dies sei nicht mein Auftrag, sprach er mich so an: *Jeder Negerstamm hat seinen Gott, und der tut, was das Volk will.* Aus dem Mund eines rassebewussten Nationalsozialisten war dies ein erstaunlicher Satz. Ich antwortete: *Wir sind keine Heiden, sondern Christen und versuchen das zu tun, was Gott will.*

Wegen dieses Vorfalles wurde ich bei der Gauleitung der NSDAP in Stuttgart angezeigt. Der dort in meine Papiere erfolgte Eintrag⁴ wurde auch in meine Militärpapiere eingetragen; er lautete: *staatspolitisch nicht einwandfrei und nicht zuverlässig.* Der einzige Grund war die Unterlassung der Wahlpropaganda im Gottesdienst.

Es muss wohl im Jahre 1936 gewesen sein, als der damalige Kultusminister Mergenthaler das Alte Testament mit unflätigen Ausdrücken, wie etwa „Zuhälter und Viehhändlergeschichten“ herabsetzte. In der gleichen Zeit wurde für Pfarrer und Vikare als Religionslehrer an den öffentlichen Schulen ein Eid auf Adolf Hitler verlangt, der den unbedingten Gehorsam einschloss.

4 Dies erfuhr ich erst ziemlich spät, während des Krieges – durch einen mir befreundeten Unteroffizier, der auf der Schreibstube arbeitete und Einblick in meine Papiere hatte.

Zur Ableistung dieses Eides waren alle katholischen und evangelischen Pfarrer vom zuständigen Schulrat in der Nähe von Schramberg einbestellt worden. Zusätze zur Eidesformel gab es nicht. Die katholischen Kollegen waren unentschlossen, weil ihr Bischof dazu noch nichts gesagt habe. Ich fragte sie: *Glauben Sie, dass Ihr Bischof einen Eid billigen würde, der eine solche Diffamierung des Alten Testaments in sich schlösse?* Das überzeugte sie. Wir verweigerten den Eid und verloren dadurch die Erlaubnis zur Erteilung des Religionsunterrichts an den öffentlichen Schulen.

Im gleichen Jahr (1936) richtete der von Reichskirchenminister Hanns Kerrl ernannte, unter der Leitung von Generalsuperintendent a. D.D. Wilhelm Zöllner stehende Reichskirchenausschuss ein Wort an die Gemeinden, in dem er sich als „Leitung der Deutschen Evangelischen Kirche“ bezeichnete.

Der Oberkirchenrat in Stuttgart übernahm dieses Wort und druckte es in seinem Amtsblatt als Beiblatt ab. Er ordnete an, dieses Wort an einem Sonntag – ich meine im August – zu verlesen und die gedruckten Exemplare zu verteilen. An diesem Sonntag hatte ich Gottesdienst in Schramberg. Meine erste Reaktion war, dieses Wort weder vorzulesen noch zu verteilen wegen der Selbstbezeichnung des Reichskirchenausschusses als „Leitung der Evangelischen Kirche in Deutschland“.

Als ich den für mich zuständigen Stadtpfarrer Elwert über meine Absicht informierte, antwortete er, er könne unter diesen Umständen nicht in Urlaub fahren. Das tat mir leid. Wir suchten und fanden einen Kompromiss. Da dieses Wort an die Gemeinden keine irreführenden Aussagen enthielt, kamen wir überein, dass ich die Selbstbezeichnung des Ausschusses als Kirchenleitung weglassen und in den Verteilblättern streichen durfte. In 250 Exemplaren wurde die von mir beanstandete Stelle von mir zusammen mit dem mir befreundeten Sohn des Stadtpfarrers und Theologiestudenten Martin Elwert, mit schwarzer Tusche unleserlich gemacht⁵.

In der Überzeugung, mit der Streichung der Aussage von der „Leitung der Deutschen Evangelischen Kirche“ im Sinne der Bekennenden Kirche und letztlich des Oberkirchenrats gehandelt zu haben, berichtete ich dies der Kirchenbehörde in Stuttgart.

Die Antwort darauf erfolgte prompt. Durch einen Erlass des Oberkirchenrats wurde ich auf einen Nachmittag zur Kirchenbehörde – noch auf dem Alten Postplatz – einbestellt. Als ich dort eintraf, war mein Erstaunen nicht gering, als ich dort noch sieben oder acht Freunde aus der Bekennenden Kirche antraf. Sie waren auch einbestellt worden; alle hatten sie den Zöllner'schen Text nicht vorgelesen.

Die Marschroute des Gesprächs mit unserem Referenten für die unständigen Geistlichen, Oberkirchenrat Dr. Eichele (dem nachmaligen Landesbischof), war

⁵ Manche Gemeindeglieder meinten nachher im Gespräch, die Streichung sei von der Gestapo erfolgt.

vom Kollegium vorgegeben. Wir Vikare sollten offenbar wegen Ungehorsams einen Verweis erhalten. Diese formale Anweisung scheiterte an meiner Präsenz; so erwies sich der Kompromiss von Schramberg als zwingender Ausgangspunkt, über die Sache zu sprechen. Denn ich hatte ja vorgelesen und auch verteilt, dabei aber die von mir als unrichtig beurteilte Stelle nicht vorgelesen beziehungsweise gestrichen. Wir hatten nach der Unterredung alle den Eindruck, dass sich Dr. Eichele in einer ausgesprochen ungunstigen Situation befand.

Das über drei Stunden dauernde Gespräch war sachlich und angenehm. Doch als Resultat erhielten wir alle einen Verweis, weil wir den Text nicht vorgelesen und nicht verteilt hatten. Das traf nicht zu. Ich wehrte mich aber dagegen nicht, weil ich nicht aus der sachlichen Solidarität mit meinen Freunden ausscheren wollte.

Inzwischen hatte der in Lauterbach ansässige Kreisleiter für den der Kirchgemeinde seither kostenlos überlassenen Wirtshaussaal eine Miete erhoben. Darüber kam ich auch mit dem katholischen Pfarrer von Lauterbach ins Gespräch. Er bot mir spontan den schönen und geräumigen Saal im katholischen Gemeindehaus an⁶. Die Kirchgemeinde hat dies dankbar angenommen.

Kurz darauf rief mich dieser Pfarrer an, ich möge doch schnell bei ihm vorbeikommen. Es ging um die Enzyklika des Papstes Pius XI. „*Flagranti cum cura*“ (mit brennender Sorge) 1937, die sich in besonderer Weise gegen die Rassenanschauung des Nationalsozialismus richtete. Er berichtete mir, am Sonntag solle er – und er werde dies auch tun – dieses päpstliche Rundschreiben vorlesen und auch verteilen; er habe bereits das ganze Material bei sich. Was solle er aber tun, wenn die Gestapo ihn fragt, beziehungsweise eine Hausdurchsuchung durchführt? Ich sagte ihm: *Die Antwort ist einfach. Geben Sie mir das ganze Material, und am Sonntagmorgen haben Sie es vor dem Gottesdienst in der Kirche. Bei einem evangelischen Stadtvikar wird die Gestapo es nicht vermuten.* Gesagt, getan. Er konnte das Rundschreiben verlesen und verteilen. Ökumenische Zusammenarbeit in der Verfolgung.

b) Bartenbach

Wiederum war es eine Reichstagswahl (10. April 1938) – die letzte! –, die mich in Bartenbach – heute nach Göppingen eingemeindet – in einen schweren Konflikt versetzte.

Aus dem in der Nähe gelegenen Kirchheim unter Teck hatte ich vernommen, dass mein Freund, Pfarrer Otto Mörike, zwar für den Anschluss Österreichs gestimmt, Hitlers Namen aber auf dem Wahlvorschlag gestrichen hatte. Er wurde deshalb neben seiner hochschwangeren Frau von SA-Leuten zusammengeschlagen. Deshalb habe ich am Gründonnerstagabend im Gottesdienst für ihn gebetet und dabei mitgeteilt, was ihm widerfahren war.

6 Heute gibt es in Lauterbach eine evangelische Kirche.

Schon vorher hatte die Kirchenleitung wegen des „herrlichen Wahlsiegs“ angeordnet, die Glocken läuten zu lassen. Meinem Messner hatte ich dies strikt untersagt und meine Braut davon in Kenntnis gesetzt, damit wir die wahrscheinliche Trennung gemeinsam erleiden konnten; ich rechnete mit meiner Verhaftung.

Wir saßen an einem schönen Frühlingstag vor dem geöffneten Fenster in dem etwa 500 m von der Kirche entfernten Pfarrhaus in Erwartung meiner Verhaftung. Auf einmal läuteten die Glocken doch.

Der dortige Bürgermeister Veil – damals war Bartenbach noch eine selbstständige Gemeinde – hatte vom Messner die Kirchenschlüssel erbeten und eigenhändig die Glocken geläutet, um mich nicht anzeigen zu müssen. Auch das hat es gegeben, und das soll ihm nicht vergessen werden.

c) Ludwigsburg

Mein – leider gefallener – Freund Harald Diem erreichte bei Oberkirchenrat Dr. Eichele meine Versetzung nach Ludwigsburg, weil ich den von ihm bisher gehaltenen kirchlichen Religionsunterricht übernehmen sollte. Der am staatlichen Gymnasium von einem Deutschen Christen gehaltene Unterricht war so haarsträubend geworden, dass die Kirchenleitung sich gezwungen sah, außerhalb des staatlichen Gymnasiums die christliche Unterweisung in die eigene Hand zu nehmen.

Niemals habe ich diesen Unterricht erteilt. Ich kann nur vermuten, wie alles gelaufen ist. Mir wurden dort andere, den Dienst eines Pfarrers kennzeichnende Aufgaben zugewiesen. Ich kann allerdings nicht verstehen, warum die Kirchenbehörde sich nicht durchgesetzt hat, um mir die Erfüllung dieses besonderen Auftrags zu ermöglichen.

Nach einer vierteljährlichen militärischen Ausbildung kam ich Ende November 1938 zunächst als Krankheitsvikar, dann als Pfarrverweser wieder nach Ludwigsburg in die Gemeinde der Auferstehungskirche.

Dort fiel ich auf durch eine für die damalige Zeit schwerwiegende Unterlassung. Ein treues, zuverlässiges Gemeindeglied sprach mich darauf an, wie ich dadurch von mir reden mache, dass ich den „geliebten Führer“ in meine sonntägliche Fürbitte nicht einschliesse. Darauf gab ich eine gewagte Antwort, deren Tragweite mir erst nachher klar wurde. Ich sagte: *Ich schließe den Führer ein: passen Sie nur bei der siebten Bitte des Vaterunsers auf.* Es ist nichts erfolgt. Er hat geschwiegen. Ein letztes noch: kurz vor dem Ausbruch des Krieges – Juli 1939 – erhielt ich den unangenehmen Besuch der Gestapo in meiner Wohnung. Sie suchten irgend ein Dokument, das ich nicht hatte. Unverrichteter Dinge zogen sie voller Zorn ab, nicht ohne mir deutlich mit dem Konzentrationslager zu drohen: *Herr Pfisterer, wir haben noch ganz andere Mittel, um Sie klein zu kriegen.*

Als ich am ersten Mobilmachungstag (Ende August) zu meiner Einheit eingezogen wurde, quittierte dies meine Braut voller Erleichterung so: *Gottlob bist du beim Militär und nicht im Konzentrationslager.*

III. Der Krieg

Da ich vom ersten bis zum letzten Tag zur Wehrmacht eingezogen war, hatte ich keine weiteren persönlichen Erlebnisse im Blick auf die Kirche im Konflikt mit dem Nationalsozialismus.

Hervorzuheben ist allein, dass ich im März 1941 in die Gemeinde Gelbingen als Pfarrer investiert wurde. Dienst habe ich nur während meines Urlaubs und natürlich nach meiner Rückkehr aus der Gefangenschaft (September 1945) getan. Ein wichtiges Ereignis gilt es allerdings zu berichten, für das meine mutige Frau allein zuständig ist. Durch Kontakte mit Pastor Asmussen in der Bekennenden Kirche hatte ich mich mit ihm angefreundet.

In seiner Gemeinde Hamburg-Altona hatte er Predigt- und Redeverbot bekommen: Landesbischof D. Wurm hatte ihn eingeladen, für diese Zeit der Einschränkung in der Landeskirche in Württemberg tätig zu sein. Er kam nach Schwäbisch Gmünd, zusammen mit seiner Familie, und versah dort eine Pfarrei.

Um diesem Freund ein wenig Ruhe zu gewähren, luden wir ihn ein, im Juli 1944 einige Zeit bei uns im Pfarrhaus zu verbringen. Als Vertrauter und Beichtvater von Generaloberst Ludwig Beck war er offenbar in Pläne eines Attentats gegen Hitler eingeweiht. Am 20. Juli kam er deshalb schreckensbleich zu meiner Frau und teilte ihr mit, dass er eben im Rundfunk gehört habe, ein Attentat gegen Hitler, von dem er gewusst habe, sei gescheitert. Dann todernst: *Frau Pastorin, Sie wissen: Sippenhaft*⁷. Die entschlossene Antwort meiner tapferen Frau: *Sie bleiben. Das ist auch im Sinne meines Mannes.*

Wenn aus theologischer Sicht über diese Zeit ein Urteil gefällt werden darf, dann sind es zwei Dinge. Es ist einmal die Vergeblichkeit einer Anbiederung und einer Kapitulation vor dem Zeitgeist; dies gilt nicht nur für den Nationalsozialismus. Adolf Hitler (1889–1945) hat dies so zum Ausdruck gebracht: *Lassen wir die Spitzfindigkeiten! Ob es sich um das Alte oder Neue Testament handelt oder nur um die Worte Christi, wie dies Houston Stewart Chamberlain wollte – all dies ist nur ein einziger jüdischer Bluff! Eine deutsche Kirche? Ein deutsches Christentum? Was für eine Lüge! Man ist entweder Christ oder Deutscher, aber man kann nicht alles beides zugleich sein*⁸. Und als zweites die entscheidende Erkenntnis, dass die Stimme Gottes nur aus einem Abstand vernommen werden kann, wenn unsere Worte nicht mehr im Verdacht stehen, Echo der gängigen Meinungen zu sein. Dazu der jüdische Gelehrte, mein Freund, André Neher (1914–1988): *Je mehr Abraham auf der anderen Seite steht, um so mehr wird sein Wort gehört, um so mehr wird seine Vision angenommen, um so mehr wird sein Plan begehrt. Erst wenn Israel sich auch auf die Seite der Welt begibt, hört man seine Stimme nicht*

7 Damals betraf dies außer mir und meiner Frau zwei Kinder (geboren 1940 und 1943).

8 *H. Rauschnig*: Hitler m'a dit, Paris 1979, S. 59.

*mehr, weil sie sich im Gebrüll der Wölfe und in der Verwirrung Babels verliert und umkommt*⁹.

IV. Nach dem Krieg

Aus der englischen Kriegsgefangenschaft in Ostfriesland kehrte ich im September 1945 heim und traf meine Frau und unsere zwei Kinder glücklicherweise wohlbehalten an. Doch hatten Angriffe auf Gelbingen die Kirche und etwa zwanzig Häuser zerstört; das Pfarrhaus war unversehrt geblieben. Insgesamt hatte der Krieg schwere Verluste an Menschenleben gebracht, und es gab wohl keine Familie, in die der Tod nicht brutal eingebrochen wäre. Vorrang hatten in meinem Dienst vor allem die Seelsorge und auch die Predigt, und ein entscheidender Schwerpunkt war die christliche Unterweisung für die Jugend, die im Schatten der NS-Weltanschauung aufgewachsen und durch die dortigen „Werte“ weit hin geprägt war.

Mitten in die Zeit einer entscheidenden pastoralen Aufgabe im weitesten Sinn des Wortes traf mich eine Anfrage des Oberkirchenrats aus Stuttgart (1948), ob ich nicht freiwillig in die Kriegsgefangenschaft nach Frankreich gehen wolle, um dort einen Amtsbruder auszulösen. Wie ich später erfuhr, war ich der Dreißigste, an den sich diese Bitte richtete. Am Apparat war der nachmalige Bischof, Oberkirchenrat Dr. Eichele. Er sagte mir auch, die Zeit dränge. Ich versprach ihm, am nächsten Morgen Antwort zu geben.

Nach intensiven und wichtigen Gesprächen mit meiner Frau und nach ernstem Gebet um den rechten Weg entschlossen wir uns, zu dem Ruf des Oberkirchenrats ja zu sagen. Für mich war dies ein Akt des Gehorsams gegenüber einem Ruf Gottes, und ich bin heute noch meiner lieben Frau dankbar, dass sie mich ziehen ließ. Durch die Tätigkeit bei den Gefangenen in Frankreich habe ich entscheidende Kontakte mit Christen und Juden erhalten, Akzente wurden deutlich, die mein Leben und meinen Dienst entscheidend geprägt haben.

Der Aufbruch nach Frankreich fand in den letzten Tagen des Februar statt. Wir Pfarrer aus Deutschland sammelten uns in der Nähe von Baden-Baden, dem Sitz des französischen Hauptquartiers, und fuhren – in deutschen Uniformen ohne Rangabzeichen – in einem an den D-Zug nach Paris angehängten Wagen nach Paris. Dort wurden wir von dem Betreuer der deutschen Kriegsgefangenen, dem deutschen Dekan Lindner, empfangen und in das Haus der Fédération Protestante in der rue Clichy geleitet.

Nach der durchfahrenen Nacht im Zug waren wir alle erschöpft; doch das fein zubereitete Frühstück mit echtem Kaffee gab uns neue Lebensgeister. Dann wurden wir den Gefangenenlagern zugeteilt; wir durften Wünsche äußern. Vieles wurde von den Kollegen vorgetragen: Meine Äußerung lautete etwa so:

⁹ A. Neher : *Le dur bonheur d'être juif*, Paris 1978, S. 227.

Ich bin zur Arbeit und zum Dienst gekommen. Schicken Sie mich dorthin, wo es nötig ist. So kam ich nach Montélimar, in Südfrankreich, an der Drôme gelegen; dort hatte ich die beiden Departements Drôme und Ardèche zu betreuen.

Noch gut kann ich mich erinnern, wie in diesem Zusammenhang der damals schon betagte Präsident der Fédération Protestante, Pfarrer Marc Boegner, uns empfing und zum Dienst verabschiedete. Wir wurden an verschiedene Bahnhöfe von Paris gebracht, ich an die Gare de Lyon: Die ganze Nacht fuhr ich in Richtung Süden, bis ich am anderen, sehr hellen Morgen in Montélimar anlangte. An diese lange Fahrt erinnere ich mich auch aus dem Grund, weil ich entsetzlichen Durst hatte und kein Geld, mir ein Getränk zu kaufen.

Es gelang mir, mich mit meinen dürftigen französischen Sprachkenntnissen zur Kaserne Garibaldi durchzuschlagen. Von dort aus war Garibaldi zur Befreiung seines Vaterlandes Italien ausmarschiert. Mit meinem nicht gerade leichten Koffer war das recht mühsam. Die Aufnahme durch den dortigen Pfarrer wie auch durch Glieder der Lagergemeinde war herzlich.

Die Anregungen aus der geforderten und von mir gern geleisteten Tätigkeit und den dort gemachten Begegnungen waren mannigfach.

1. Die biblischen Besinnungen über einen Text hielt ich dort und von da an nur katechetisch ab mit Frage und Antwort. Dies war ein Hauptunterschied zur Predigt und hat sich später in der Gemeindegarbeit bewährt. Ein treuer Besucher der Bibelstunden in der Gemeinde kommentierte dies so: *Es schläfert uns nicht mehr.* Und: *Wir geben nie eine falsche Antwort.*
2. Der Sinn für eine Kirchen und Volk übergreifende Ökumene wurde geweckt und praktiziert.
3. Begegnungen mit Juden und aus dem Judentum stammenden Christen ließen mich hautnah das Verbrechen und das Unheil des Antisemitismus erfahren. Beispiele dafür sind zwei Begegnungen, die mir heute noch gegenwärtig sind. Es war zum einen die Begegnung mit dem aus dem Judentum stammenden Pfarrer Henri Hatzfeld (Beaumont les Valence), der sich rührend für die deutschen Kriegsgefangenen eingesetzt hatte. Bei der letzten Begegnung mit ihm und den Gefangenen führte er aus: *Die Vergebung muß gewinnen. Sonst werden Ihre Kinder wieder auf die meinen schießen und umgekehrt. Die Vergebung muß gewinnen. Dann gewinnt die Zukunft.* Das war 1948. Die Entwicklung zwischen unseren Völkern hat gezeigt, dass er Recht hatte. Dazu haben solche Begegnungen auch beigetragen.

Henri Hatzfeld hatte ich zu einer Pfarrversammlung nach Chabeuil (bei Valence) eingeladen. Der Redner war der jüdische Historiker Jules Isaac¹⁰. Als hoher Beamter im französischen Außenministerium hatte er vor dem Zweiten Weltkrieg dazu beigetragen, deutschfeindliche Spitzen aus den französischen

10 Jules Isaac wurde später von Papst Johannes XXIII. empfangen und seine dem Papst übergebene Dokumentation hat in wesentlichen Punkten die „Judenerklärung“ des II. Vatikanischen Konzils mitgeprägt.

Geschichtsbüchern für den Unterricht entfernen zu lassen. Weil er Jude war, wurde er von der Vichy-Regierung entlassen. Er konnte sich in den evangelischen Pfarrhäusern der unwegsamen Cevennen verstecken, während seine Frau und seine Tochter in Auschwitz umgebracht wurden. Als er dies zu Beginn seines Vortrags sagte, war der ganze Saal von Schluchzen und Weinen erfüllt. Ich war als einziger Deutscher zugegen. Solche Augenblicke der Schuld und Scham prägen das Gedächtnis und werden zum Vermächtnis. Er hat mir zum Abschied die Hand gereicht – ein Zeichen der Versöhnung, und wir blieben bis zu seinem Tode in Kontakt.

Schließlich: Bei der feierlichen Übergabe des von mir übersetzten ersten Bandes der „Geschichte des Antisemitismus“ in Worms (1977) war nicht nur der Autor Léon Poliakov, sondern auch Clara Malraux (geborene Goldschmid aus Magdeburg) anwesend. Nach einem von mir aus diesem Anlass gehaltenen Vortrag ergriff sie das Wort und sagte unter anderem in ihrer rauen Stimme: *Ich kann die Deutschen wieder lieben.*